

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1922

216 (16.9.1922) Die Mußestunde

den Kleiderbrant, rüttelte an den Weltsoffen, hob die Decke vom Tisch und prüfte einen Stuhl auf seine Festigkeit. „Alles gebiegene Arbeit! Nicht so'n alter Bogarhund, wie das heute leider Mode ist. — Kein! sie schlug die Hände zusammen. „Da ist ja auch noch der alte Sekretär von Deinem Vater, Fritz, von meinem Bruder! Du, dafür muß ich Dir einen Kuß geben, Junge! Daß Du Dir den behalten hast! Das ist brav von Dir, Fritz! Wenn Du wählst, wie mich das freut!“ Und sie betrachtete mit gerührten Widen das alte Möbel.

„Ja,“ sagte Fritz, „es ist ein altes, ehrwürdiges Stück. Und fast ein Kunstwerk. Heute kriegt man so etwas kaum noch zu kaufen.“

„Ach, überhaupt heute!“ Die Lippen der alten Dame kräuselten sich verächtlich. „Was Du heute kriegt! Da kannst Du in hundert Stuben kommen und eine sieht so dumm aus wie die andere. Es ist ja kein Charakter mehr drin — wie in den Menschen. Die sind auch alle abgehobelt jetzt! Und...“ sie stuzte plötzlich und trat an das Sopha, zur Wand aufsehend, „na, aber was sind denn das für Bilder!“ Sie wiegte den Kopf hin und her. „Wunder! Was habt Ihr Euch da für pudrige Sachen hingehängt!“ Reht Intelle sie auf dem Sopha und blickte über die Unterarmen zweier Kupferstiche: „Nymphen im Walde!“ „Die Toteninsel?“

„Gefallen sie Dir nicht?“ fragte Fritz. „Gefallen?“ Das runde Gesicht der Tante nahm einen melancholischen Ausdruck an. „Ich bitte Dich, Fritz! Kann einem so etwas überhaupt gefallen? Ich will mich ja nicht in Eure Angelegenheiten mischen... Ich meine: es ist natürlich Eure Sache, was Ihr mögt... aber das müßt Ihr doch selber sagen: in die Wohnstube gehören so viele Bilder nicht!“

„Eine Gemäldegalerie hab' ich doch nicht,“ antwortete Seiler, „oder soll ich sie in den Korridor hängen?“

„Gar nicht hängen sollst Du sie! Wenn Du Dich nicht von ihnen trennen kannst, so lege sie meinetwegen in eine Kapsel und schicke sie in die Kammer, aber kaunke sie nicht auf, wo jeder Mensch, der zu Euch kommt, sie sehen muß! Nymphen im Walde! So'n unangenehmes Frauenzimmer! Offen an der Wand! Und „Toteninsel!“ Du! Mich schüttert's schon, wenn ich bloß daran denke!“ Die alte Dame schüttelte sich wirklich.

„Bist Du aber gealich!“ lachte Guste. „Wir denken uns weiter nichts dabei. Oder doch bloß, wenn man sie so recht mit Anacht betrachtet und in der richtigen Stimmung ist.“

Die Tante hörte nicht darauf. Behütigt starrte sie zur Wand hinauf. „Und darunter wollt Ihr die Photographien Eurer Verwandten aufhängen. Kinder! Glaubt Ihr denn wirklich, das paßt zusammen?“ Sie wurde ganz rot vor Aufregung: „Ja, ich will es Euch sagen. Das paßt zusammen, wie solide Leute und Reichfertigkeit! So!“ Sie drehte sich halb schlügend um. „Nehmt's mir nicht übel!“

„Nein,“ lächelte Fritz, „da hast Du natürlich recht. Das würde schlecht zusammen stimmen. Aber das beabsichtigen wir auch nicht. Photographien kommen überhaupt nicht an die Wand.“

„Wie?“ Tante Hilde war sehr erschrocken. „Die Bilder Eurer Lieben hängt Ihr nicht auf?“

„Vater und Mutter sind im Standrahmen auf der Kommode, wie Du siehst,“ erklärte Guste.

„Ja, aber die andern alle. Es gehören doch noch mehr zur Familie.“

„Die steden im Photographienalbum,“ sagte Seiler. „Und das liegt in der Kammer. Willst Du's sehen?“

„Nein. — Also das liegt in der Kommode!“ Tante Hilde nickte vieltragend vor sich hin.

„Wir können uns doch unmöglich die ganze Wand mit zum Teil ganz gleichgültigen Bildern betragen.“ Fritz begann sich zu ärgern. „Der meint Du, es sieht schon aus, wenn da überall ein Gefäßstiel neben dem andern steht? Der eine monatlich nachschmarz, der andre gelb und verwässert vor Alter? Scheußlich!“

„So, das findest Du schrecklich?“ Sie legte ihre Hand auf seinen Arm. „Sieh mal lieber Junge, man muß dabei doch an die inneren Beziehungen denken. Aber hast Du die etwa zu den anderen Bildern?“

„Ganz gewiß kann man auch dazu Beziehungen haben! Sehr lebhaftige sogar!“

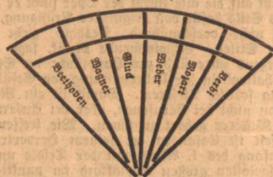
„Zu der Waldnymphen etwa?“ Die alte Dame blickte ihn misstrauisch an.

Fritz lachte hell auf. „Und Guste mußte auch lächeln und sagte: „Ich glaube, Tante, Du verstehst ihn nicht.“

„Ja, weiß Gott!“ Tante Hilde seufzte tief und sah die jungen Leute hilflos an. „Ich verstehe Euch wirklich nicht, Kinder.“

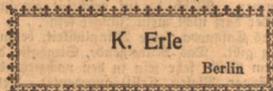
Räffelede

Jäger-Räffel



In die leeren Felder des Räffels ist je der Titel einer Oper des angegebenen Komponisten einzutragen. Bei richtiger Lösung geben die Initialen der Operntitel den Namen der Besitzerin jenes Räffels bekannt.

Besuchskarten-Räffel



Die Buchstaben dieser Besuchskarte sind so umzustellen, daß sich der Vorname des Inhabers dieser Karte ergibt.

Buchstaben-Räffel

Was dir mit e als Baum bekannt liegt ohne e am Donaustrand.

Räffel

Vor mir ein „n“: du machst uns leer, Nach mir ein „n“: ich lieg im Meer.

Auflösungen der Räffel in der Nummer der 36. Woche

Widerräffel: Das Herz gleicht ganz dem Meer, hat Ebbe, Sturm und Flut.

Buchstaben-Ergänzungsräffel: Seifenblasen.

Kamm-Räffel: Dike, Hof, See, Erz.

Mäffel: Augenblick.

Nächste Lösungen fanden ein: Sofie Herrmann, Franz Meppie, Fritz Herbert, Irma Hill, Verta und Walter Schalk, Karlsruhe.

Witz und Humor

Frau. „Warum heulst du denn so, Junge?“ — „Ach, ich habe eine Siebnadel verschluckt.“ — „Wenn's weiter nichts ist, da hast du eine andere.“ (Lustiges Blatt.)

Mutter: „Rurt, woher hast du wieder die dicke Beule, hab' ich dir nicht gesagt, artige kleine Jungens bauen sich nicht?“ — Kurt: „Ja, Mama, ich hab' ja auch gedacht, es wär 'n artiger kleiner Junge, aber erst, wie ich ihn 'n bißchen gebufft habe, da hab' ich gemerkt, daß er keiner ist.“

Schwedischer Humor. (Verechungsstheorie.) Sie: „Zumeilen bist du richtig männlich, Harald, so daß ich dich fast bewundern muß; dann aber bist du wieder weiblich wie eine Frau.“ — Er: „Das ist sicherlich vererbt; denn die eine Hälfte meiner Vorfahren waren Männer, die andere Hälfte waren Frauen.“

Singen ist Silber, Schweigen Gold. Im alten Älphen trafen sich einmal ein berühmter Sänger und ein ebenso berühmter Staatsmann in einer Gesellschaft. Der Sänger rühmte sich, daß er für ein einmaliges Auftreten 1000 Drachmen erhalte. Der Politiker erklärte, das könne ihm nicht imponieren. „Du bekommst 1000 Drachmen dafür, daß du singst; ich erhalte 10 000 Drachmen dafür, daß ich schweige!“ — So etwas soll keineswegs allein im alten Älphen vorkommen.

Freiwillig-Kunst. In der „Alhambra“ am Marktplatz, dem neuen Gartenparade, in dem zu volkstümlichen Preisen volkstümliche Kunst verzapft wird. Unter einem Baum, rund um den Tisch eine Familie — Vater, Mutter, Tochter und Fiskus. Kaufe. Auf dem Baum trillert ein Stieglitz. Es kam auch ein anderer Vogel gewesen sein. „Wie süß,“ schwärmt das Töchterchen. „Das Vogelorchester kriegt man gratis obendrein!“ In diesem Augenblick läßt der gesiederte Wustant — witzig, had! — etwas fallen — gerade in das Bierglas des Papas. „Man jut,“ murrt der, „daß das Orchester nicht härter befeht ist!“

Die Kunststunde Zur Unterhaltung und Belehrung

Gefegnet ist

Von Viktor Kalinowski

Gefegnet ist, wer freundlich und bescheiden Im Dienst der Menschheit seine Pflicht erfüllt, Wer Hilfe bringt, liebt er den Nächsten leiden, Und jedes Unrecht ohne Furcht entkühlt. Er braucht noch Ruhm und Ehre nicht zu äugen, Weil für ihn stetig seine Werte zeugen.

Gefegnet ist, wer seine Wünsche zügelt Und frohgemut am Haus der Zukunft baut, Wer nicht verzweifelt, wer sein Herz entriegelt Und jedem Unglück fest ins Auge schaut. Wie Spreu zerfliegen ihm des Alltags Sorgen, Denn golden lacht ihm auch der trübe Morgen.

Gefegnet ist, wer mit gereitem Wissen Des Unverstandes harten Acker pflügt, Wer wieder knüpft, was vom Geizig zerrissen, Und taufstrotz sich als Glied ins Ganze fügt. Wenn irgendwo das Schicksal ihn begegnet, Gest es dorrüber, denn er ist gefegnet.

Aus dem Jochen im Verlag von G. Hausmann u. Co., Bochum, erschienenen Buche: „Meine Seele singt!“

Vertämpft)

Von Fritz Wien

Im hohen Unterwuchs des russischen Urmoorwaldes fand der alte Buchwächter bereits seit einigen Tagen frische, von starken Eichhirschen ausgehagene Gruben. Ein faheres Zeichen, daß die Brunnst bequamen hatte. Die Tiere füllen sich von der starken Witterung angezogen, die beim Ausscharen dieser Gruben der brünstige Hirsch durch die Mandrillen ausscheidet. Mit hochgehobener Nase zieht das Alttier dieser Witterung entgegen und selbst das blöde Schmalter kann sich diesem ihm noch unbewußten und völlig neuen Reize nicht versagen. Auf den alten Stellen, die jahraus, jahrein den Kummelplatz von Kampf und Liebe bilden, ziehen sich die Tiere zusammen. Unruhig brechen die Hirsche in der kühlen Morgenfrühe durch das Gewirr von Kaltenholz, Faulbaum, Spillbaum, Wacholder und Salweiden. Und nachts ließen sie bereits ihren wilden und zornigen Brunnstschrei hören, rissen mit dem Geweih Gebüsch und Harne aus der Erde, zertrampelten knackende Äste und stöhnten wütend hinter den anscheinend noch immer spröden Tieren her.

So war es. Aber der starke Schauler, der jetzt hier im Walde von Holzjohno gebot, liebte keine Rauferei und hielt sich der Beobachtung fern. Mit wild rollenden Lichtern und gestraubter Mähne vertrieb er alle schwächeren Hirsche

*) Aus „Die Säugetiere Europas“, jetzt in neuer umgearbeiteter Auflage unter Leitung von Karl Soffel erscheinend. (M. Voigtländer Verlag, Leipzig.) Die vier Bände, von denen jeder im guten Pappband, reich illustriert, 88 A. kostet, geben aus der Feder von berühmten Kennern (wie Vehl, Böns, Soffel, Braeb, Kapher) Lebensbilder und geschichtlichen der einzelnen Tiere, unterfützt von zahlreichen gelungenen Momentaufnahmen. Wie diese Bücher die frühere Naturbeschreibung abgelöst haben, zeige ein Abschnitt aus Wenz Monographie „Der Eich“.

von seinen Tieren. Aber er brachte sie nicht auf den Trab, sondern drängte sie auf eine enge Blöge seines Waldortes, die er sich als Blag des Zweikampfs ausgehakt hatte. Dort hatte er gestern einen starken Zwölfender abgeeschlagen, der, zu Tode wund, sich schweigend dabongeschlichen hat. Und heute nahm er den Kampf mit einem ungeraden Zwölfender auf, der froh genug war, ihm nicht weichen zu wollen. Seit den Nachmittagsstunden hielt er den Gegner fest, ohne anzuweichen. Zur Verwunderung des Wildes, das, wie immer feindschaftlos diesem Kampfbeginn zusah, dessen Ausgang ihm vollständig gleichgültig war, da ja doch der Sieger den Blag des Besiegten einnahm und nach der Brunnst ohnehin kein Hirsch sich mehr um die Tiere kümmerte.

Zimmerlich ließ der Blaghirsch zuweilen von seinem Gegner ab und lachte mit schmeichelndem Belachen oder mit plumpen Färllichkeiten des Geweihs den noch immer versagten Beschlag bei einem Schmalter zu erzwingen. Kaum aber sah er, daß der Zwölfer diese Gelegenheit dazu benutzte, sich einem andern Tiere zu nahen, als er sofort das Schmalter aufgab und wieder den Gegner stellte, um ihn nicht vom Blage kommen zu lassen. So kam der Abend heran und der zunehmende Mond schien bereits durch das Gitterwerk der moosigen Erlen und Föhren. Das am Nachmittag getriebene Schmalter hatte, in Erinnerung an die Färllichkeiten des Hirsches, eben einen leisen, jehrsichtig klingenden Brunnstlaut ausgehoben, der den Hirsch sofort herbeilockte. Das Geäst wügend erhoben, zog er heran, mehrmals aus tiefster Brust stöhnend. Und als die Spröde abermals sich ihm entziehen wollte, trieb er mit heftigen Schlägen des Geweihs sie in die Enge und erzwang den Beschlag, den das Schmalter mit lautem Klageschrei erdulden mußte, während der Hirsch ein wildes Wiehern ausstieß. Kaum abgefallen, wiederholte er unter abermaligem Wiehern den Beschlag und trat dann langsam zurück, um sofort wieder dem Zwölfer sich zuzuwenden, der ein anderes Tier zu treiben begann. Wügend stimmerte das Mondlicht bereits auf die Waldblöge nieder und von drüben herüber tönte der dumbe Schrei eines heranziehenden, gleichfalls starken Hirsches. Da nahm der Blaghirsch den bisherigen Gegner an. In heftigem Sake fuhr er auf den Zwölfer ein, der ihm indes gewandt auswich. Beide erhoben sich wie kämpfende Hengste und schlugen aufeinander los.

Geiß dringt der Atem aus ihren Rüstern, aber kein Stöhnen wird laut. Nur das Stampfen der Läufe und das Knacken zertretenen Holzes und das Reiben und Wehen der Geweihe ist wie der Schlag gebundener Klingen vernehmbar. Endlich bricht der Zwölfer nieder und der Blaghirsch verfehlt ihm einige Stöße in die Seite, um dann zu seinen Tieren sich zurückzuwenden. Kaum aber sieht er den schwerverwundeten Gegner sich erheben, als er nochmals wütend auf ihn einflürzt und abermals wuchtig auf ihn anbrüllt. Von dem langen Quajproß des Blaghirsches mitten in die Hirsche getroffen, bricht der Zwölfer zusammen, aber in seinem Falle reißt er auch den Sieger mit sich nieder, der den Quajproß nicht schnell genug aus der tiefen Wunde herausziehen vermochte. Ueber einen Baumstumpf stürzen Sieger und Besiegter hin, beide nahezu auf den Rücken geworfen. In blitzschnellem Ende hat den Zwölfer der Tod ereilt, er sinkt wack und kraftlos in sich zusammen. Aber gegen das Bebelgewicht dieser Last kann der Sieger nun erst recht nicht aufkommen! Wie er auch

ringt und kämpft — er kann den tief eingedrungenen Aug-
spiro nicht mehr aus der Stirnhöhle des ihn über den
Baumstumpf hintenüberziehenden Gegners befreien, ob-
wohl er selbst völlig unverteilt ist. In der Kraft der Ver-
gewaltigung schlägt er mit den Hinterläufen; aber je mehr
er damit unter sich den Boden aufwühlt, desto tiefer nur
sinkt das Hinterbein hinab in die selbstgeschaffene Grube
und desto wider werden seine Qualen.

Er sieht nicht mehr, daß der hergeogene fremde Geist
nun sein Bild zusammendrückt, und hört nicht mehr den
wiederenden Schrei, mit dem er den Besitz des Schmalteiers
begrüßt, das sich widerstandslos dem neuen Gebieter hin-
gegeben hat. Und läßt er auch oder hörte er, wie das
Müdel nun mit dem neuen Klackhirsch dabonzieht: ihn
würde es nicht mehr kümmern in seiner Not. Er hat nur
noch einen Willen, in den er seine ganze Hünenkraft giebt:
loszukommen von dem Toten, an den er hier gekettet ist.
Zuweilen verschmaußt er, um neue Kraft zu sammeln;
dann wirft er sich nieder, drückt mit der Hinterhand nach
oben, um doch nur desto tiefer zurückzufallen, bis endlich
seine Kniekraft ermattet, die nur unterlaufenden Näher
allmählich starr werden und nur noch ein lautes Schlagen
der Flanken zeigt, daß er noch lebt, der gestern dieses
Nahes Gebieter war. Der Mond geht unter, und die
Sonne vollendet ihren Lauf, um wieder dem Mond Platz
zu geben. Noch immer lebt der hoffnungslos Verlorene.
Ein Uhu fliegt über ihm auf im breiten Geäst der alten
Kiefer. An dem Leichnam des Verendeten schwärmen
bereits die Fliegen; aus den Flankenwunden, die ihm der
Rudelführer beim ersten Niederwerfen zugefügt hatte, tritt
übel witternder Weidwundschweiß aus. Noch immer aber
wiegelt sich der zum drittenmal heraufstehende Abendstern
im lebenden Lichte des qualvoll verendenden Hirsches.
Erst als die Nebel des dritten Frühmorgens die Gräser
und Nesseln des dunkeln Waldes tränken, ist es still, toten-
still geworden im Walde von Wollustowo.

Nur aus weiter Ferne dringt der dumpfe Schrei des
fremden Hirsches herüber. Qualvoll, wutunterdrückt, wüt-
tend und stöhnend: Uu—ooch! Uuo!

Ueber den Reichen der Gefallenen reckt sich das tau-
benetzte Farnkraut auf, und die Wipfel der Föhren flüstern
im Morgenwind. —

Arthur Kusterer, ein badischer Komponist

Eine Studie von Mina Faust

Er ist unsern Lesern kein Fremder mehr. Der Kampf um
die Annahme seiner Oper „Casanova“ am Bad. Landes-
theater ist zu bekannt. Damit auch der Name Arthur Kus-
terer; den aber beileibe keine Sensation umrauschen soll.
Biographische Einzelheiten scheinen mir verfrüht; wertvoll mö-
gen sie für ein kommendes Geschlecht sein, das die Beziehungen
zwischen Erleben und Schaffen schauen will. Das genügt: Er
ist 1898 in Karlsruhe geboren. Neben seinem Elternhaus sind
zwei Wurzeln mit seinem Werdegang ein kleiner Freundes-
kreis, dann Prof. Hugo Koller, der als erster Kritiker die
frühesten Arbeiten mit warmer Anteilnahme verfolgte und für
Kusterer eintrat; neben ihm Hauptlehrer Karl Starz, des-
sen richtunggebender Vortrag vor Studenten unversehrt sei.
Kompositionsversuche gehen in die frühe Jugend zurück. Die
im letzten Lebensjahre komponierte „Doppelparade“ ist ohne
theoretische Anleitung entstanden und hat ihren Weg als halber
Schlager, der sich an Nessel's „Aufzug der Stadtwaage“ anlehnt,
gemacht. Einige Jahre später lernte er in der Schule das
Gedruckte kennen, begeisterte sich daran und formt eine groß-
gedachte Musiktragödie daraus mit weiten epischen Strichen, mit
einem Gemisch von musikalischen Stilen, die auseinander-
streben. Man fühlt, hier ist Wagners Einfluss mächtig. Gele-
gentlich der Uraufführung des Weihnachtstüdes „Kring Wage-
mut“ schrieb er die Musik dazu, die das Märchen phantastisch,
schlicht-naiv, so recht für ein Kinderherz passend, umrankt. Das
reizende Menuett daraus hat Eingang in unsere Hausmusik
gefunden.

Das erste Werk, mit dem wir uns kritisch auseinandersetzen
wollen, ist die Sinfonie für großes Orchester. Wie in allen
Werken bringt er eine gute Form dafür auf, sie liegt auf der
Linie Beethoven-Brahms. Der äußerst frische, mit jugend-
licher Schwungkraft dahineilende erste Satz des „Wiedermeier“

peinlich korrekten Gliederung fast akademisch an; das folgende
Adagio hat rhapsodischen Charakter, glückselig verhalten ist sein
Eingang und steigert sich zu einer organisch aufwachsenden Ent-
faltung der Blechbläser. Die Romantik blüht aus den Melo-
dien, die sich beschaulich nebeneinander reihen, deren thematische
Bearbeitung, deren Verzäpfelung nicht angestrebt ist. Die In-
strumentation verdient deshalb Lob, weil man die Ueberge-
bung gewinnt, daß sich der damals 18jährige bewußt Grenzen
setzt, obwohl ihm ein reich ausgestatteter Orchesterapparat
zur Verfügung steht. Bei der Durchsicht der Partitur hatte ich
das Gefühl, daß das Werk aus überströmendem Herzen nieder-
geschrieben ist, in der Eile des Schriebens nicht immer wähl-
reich in den Melodien, die Mendelssohns Einfluss nicht überze-
gen können, aber — und das ist unser stärkster kritischer Vor-
behalt — ohne geistige Ueberflutung. Hier steht mehr Bild als
Wort, das Ganze ist mehr eine Abbitte. Aber ein Kunstwerk
entsteht nicht durch Abbitte, es ist eine Notwendigkeit. Und ist
in einem Satz des Werkes erreicht, im Scherzo. Dieses son-
nige, heitere, lockende, mit seinem erquickenden Humor will für
sich betrachtet sein. Im Gegensatz zu den übrigen Teilen
beruht hier erstmals eine starke Konzentration, die eine fast
aphoristische Kürze der Themen bedingt und in der Bedrängnis-
haft Größe zeigt durch den erstrebten Ausgleich zwischen Form
und Inhalt. Dieses Scherzo ist das wertvollste, und ist auch in
der Entwicklung des Künstlers ein entscheidender Punkt, der
direkte Weg zu den besten Teilen seiner Oper „Casanova“
und seiner neuesten Kammermusik.

Vor dem „Casanova“ liegt der als komische Oper be-
zeichnete „Wiedermeier“, dessen Inhalt aus der Novelle
„Die Fermate“ von G. A. Hofmann genommen ist. Der
Komponist, der Verfasser des Textes, schrieb in schöner, farbiger
Sprache ein leichtes Spiel. Scherzend flattern bekannte Situa-
tionen, ohne Schülfrigkeiten, ohne tiefere Bedeutung; manch-
mal, wie im zweiten Akt, mit dem dreimaligen Ansehen der
italienischen Arie, dem grausamen Feind des Theaters in die
Arme fallend: Der Langweile. Kusterer strebt hier den feineren
Aufstiegsplan an, rückt aber durch den Text bedingt des öfteren
zur Operette ab. Welch eine unbefangene Musikfertigkeit tut
sich auf, die reizendsten Melodien jagen sich nur so; zwar sind
sie im impulsiven Jugereifen nicht immer originell, aber aus
übervollem Herzen herausströmend. Wie in allen Werken vor
und um diese Zeit ist eine leichte Neigung zum Süßlichen der-
bei. Dagegen lugt im gemächlichen Wienerischen die Wohlge-
weise des Bergbauers aus Strassburg wieder hervor. Musikalisch hat
der zweite Akt nicht die Höhe des ersten, während der dritte
Akt mit dem groß angelegten und mit dramatischem Sinn
durchgeführten Duett die Krone des Ganzen bringt. Hier
bricht Kusterers Empfindungs- und Erfindungsfähigkeit am
stärksten durch. Glänzend ist die innere und äußere Steige-
rung. Am wertvollsten ist, daß es A. Kusterer gelungen, die
einzige Person, die dem Textbuch nach die Möglichkeit gibt, dem
Wiedermeier, musikalisch zu charakterisieren, und zwar in so
vortrefflicher Art, die den Musikdramatiker überzeugt voraus-
nehmen läßt. Zu nennen wäre noch das reizende Menuett im
Stile der Alten, das beim Eintritt des Wiedermeier mit dem
Rosen erklingt. Vortrefflich sind die dankbar gehaltenen Ein-
stimmen geführt; es fehlt auch nicht der von einer gewissen
Sorte Sänger beliebte Remonierchen, wie es auch im Orchester
— soweit die zur Hälfte fertig gestellte Partitur dies Urteil
erlaubt — an Effekten ähnlicher Art nicht fehlt.

Das größte Interesse für die musikalischen Veranstaltungen
der diesjährigen Herbstwoche richtet sich neben dem Konfir-
mationsfest unstrittig auf A. Kusterers „Casanova“. Der Text-
verfasser Anton Rudolph ist als treuer Jünger Mozarts
bekannt, so verrät man leicht, daß und warum er von jener
alten klassischen Form ausgeht, daß und warum er von jener
Nummern, wobei er mehr gibt als ein Produkt gesteigerter Bil-
dung und handwerksmäßiger Zimmerung. Ausgeht, sage ich;
dann er bringt neben gesprochenem auch gesungenen Dialog,
nur zwei Aufhängepunkte lehnt mit der Romane im 1. Akt „Be-
legt mit schweren Banden“ und dem Liede „Zerbrenne Herz“
im zweiten Akt. Der novellistische Charakter tragende Inhalt
ist nach bewährten dramatischen Prinzipien aufgebaut und schil-
dert eine Episode aus Casanovas Leben: Seine Gefangenenshaft
und Flucht aus dem Fort St. André, wobei der gemeine Beu-
tenreiter wie in A. Lohngs gleichnamiger besserer Oper auf
ein stillschweigendes Niveau gehoben wird. Mit dem Ge-
schwätzigen wird gebrochen, und was zu sagen ist, knapp zusam-
mengerafft; wodurch in diesem speziellen Falle für den Mu-
siker die Gefahr liegt, etwas kurzatmig zu werden. Und die ist
in dieser Oper nicht ganz beseitigt.

Mit Begeisterung begrüßen wir Arthur Kusterer, weil er
mit zu jenen gehört, die uns von der Tradition des Wagner-
tums, dieser Schlampe, befreien; zu jenen, die sich frei ge-
macht haben von dem symphonischen, aber auch arsten Ballast,
und von der Dramatik des Reimstoffs. Trotz des „Wiedermeier“

Betrachte ich die mit 23 Jahren entstandene Oper als sein Erst-
lingswerk, weil er sich hier völlig klar geordnet ist über seine
Mission und mit eigener Konsequenz den richtig erkannten Weg
geht. Gehört auf die alte Form der Oper sucht er die neue An-
bahnung des Stils dafür von origineller Kräftigung, da und dort
Anregungen nicht verschmäht. Deshalb zieht diese Musik
zwischen den Stilen. Schwimmende Musik, sage ich. Regun-
gen des Herzens aber sind zur Hauptsache im Spiel; sie ist
reich und gehalten in der Uebermittlung von Gefühlsvorgängen
und deutung feinsten Tiefere. Damit ist ein Maßstab ange-
legt, den man nicht bei Beethoven, aber bei Wagner wählen
darf. Kusterer gehört zu ihnen. Wie treffend charakti-
risch umrissen ist Casanova bei seinem Hertritt aus dem
Chor zu Anfang des 1. Aktes, mit der Krone und dem hoch-
eilenden aufgeschlagenen Septakord im punktierten Rhyth-
mus, der immer erscheint, wenn Casanova in Aktion tritt.
Diesem Charakter und Vorwärtsdrängen stellen sich in dem
ausgehaltenen kleinen Septakord die kommenden Gegenkräfte
entgegen. Der zweite Aufzug mündet mit der Auflösung
des Akkordes zum reinen Dreiklang, und deutet die Erreichung
des Zieltes an. Damit ist symbolisch der Gang der Handlung
vorweggenommen. Gleich darauf erscheint ein zweites Motiv
(Textstelle: Der darf nicht sein Jünger sein . . .), das die sinn-
liche Rührung gibt. Das Mittelhende, Siegfrieds des Casanova
wird in diesem Motiv sehr fein in den nachziehenden mittleren
Stimmen (Hörner, Violen, Celli) angebeutet. Neben ihm tritt
Fiorilla, deren Ehe mit dem Kommandanten, dessen Befähigkeit
sich anständig in der Musik zum Ausdruck kommt, manche
Widerhalten hat. Ihre Partien sind geschrieben mit einer Innigkeit
und Lauterkeit des Gefühls, die musikalisch-psychologische Kunst A. Kus-
terers am stärksten enthüllt. Sie bringt die Krone der Oper, das
berühmt genannte Lied von expressender Eindringlichkeit „Zer-
brenne Herz, erglühst ihr Tränen“ getragen von herbem Or-
chesterklang. Wenn frönt auch das praktisch aufgebaut
Schlußduett; davon abgesehen steht die unmittelbar wichtigste
Szene im musikalischen Ausdruck am Schluß des 1. Aktes: Die
Führerziehung mit dem parodierenden Kreuzmarsch. Im Or-
chester waltet eine weiche Beschönigung. Auch hier ist der rich-
tig erkannte Weg angebahnt. Zwar verfehlt unsere Zeit unter
instrumentaler Technik ein Können mit Farben, mit größtent-
teils äußerlichen, mit dem falschen Ziel: Faszinierung des
Ohrs. Ich aber sage: Zur Instrumentalfunktion, d. h. zu leben-
digen, erhellten, seelenvollen Farben gehört Charakter. A.
Kusterer besitzt ihn. Gegenüber der Aufführung am Landes-
theater in Stuttgart (1921) bringt die (hauptsächlich textliche)
Umgestaltung neu die Arie des Farrelli (2. Akt), und die sym-
phonische Dichtung „Barcarole“, die sich aus dem Lagenchor
(Schluß des 1. Aktes) und dem 2. Casanova-Motiv entwickelt.
Sie ist ein wirkungsvoll gebautes Virtuosenstück unter ökonomi-
scher Verwendung der Orchestermittel.

Die Motive, besonders das 2. Casanovas, werden in der
Technik thematisch verwendet und tauchen als Erinnerungszu-
denken immer dann auf, wenn die in ihnen liegenden inneren
Beziehungen zwingende sind, wie die Szene eckhellen und
ganz neue Schlaglichter werfend in das Innere der Personen.

Parallel zu dieser Entwicklung läuft Kammermusik
und ein Strauß jugendlicher Lieder, von denen ich die von
leidenschaftlicher Erregung erfüllte „Johannisnacht“ am wert-
vollsten halte. Neben dem ersten Kammermusik-Werk, dem
Trio (Fis-Moll) mit einem warmen Adagio, steht das Klavier-
Quintett (A-Dur). Da bewundert man den glücklich gefundenen
ersten Satz mit seinen Variationen; in seinem süßen melodischen
Strom das stängelige Adagio und zur Hauptsache den Schluß-
satz mit seinem zukunftsweisenden Aufschwung. Aus der gan-
zen Musik spricht die frohgemute Jugend unbedeckert von
Problemen. Ausgeprägter, von starker Kraft ist die Sonate
für Violine und Klavier in drei Sätzen. Der erste ist kämpfer-
lich gesteigert bis zum Hervortritt des zweiten Themas, das
in die gefühlsumponierte Welt des Adagio hinüberführt. Die-
ses mutet wie ein Bekenntnis des Künstlers an. In der Wor-
genfeier des Bad. Landestheaters während der Herbstwoche
kommt das Quartett „Der Einsiedler“ zur Uraufführung. Die
Welt mit ihrem Getriebe zieht darüber, während der Mittelteil
so etwas wie ein Zug frommer Pilger ahnen läßt, um zum Aus-
gang in eine pastorale Stimmung überzugehen: Die Harmonie
mit Gott und Natur. Bedeutsamer ist das Quartett F-Dur;
das uns durch den Umschwung des vierten Satzes an das G-
Moll-Quintett von Mozart erinnert, an dieses Seelenrama
mit glücklichem Ausgang. Das Adagio daraus ist das innerlichste
Stück, das Kusterer auf diesem Gebiete geschrieben. Die Schön-
heit des „romantischen“ Klanges rückt von hier ab zurück zu-
gunsten der inneren Wirkhaftigkeit. So versteht man, wenn
ich sage, daß diese Musik einen Abbruch und zugleich eine
Brücke bildet. Dazu reime ich ferner die vor der Vollendung
stehenden symphonischen Orchestervariationen mit
einer in rarden Silberduft gefüllten Adulle, die mich so sehr an

meine Heimat erinnert, an ein besträubtes Dorflein im Tal
und darüber friedlich blauer Himmel, über den verflochten einige
Wäldchen hängen. Die Auseinanderlegung mit modernen Pro-
blemen beginnt! Da steht der „Kodak“, ein drängendes, fast
überfüllendes Orchesterstück mit einem warmen Mittelteil
als Langstudie, in der verschiedene Tonarten ineinan-
der geschachtelt werden, so daß sich ihre Beziehungen lösen. Dann
das „Präludium“, A. Kusterers stärkste Schöpfung, zu einem
Zyklus von Gesängen für Mezzo-Sopran und Kammerorchester,
das außerhalb tonaler Gebundenheit stehend bereits die kri-
stallisation einer neuen Ausdrucksform erkennen läßt, womit
ferner die Entthronung der Sonatenform nahegerückt ist. Das
ist ein Ausblick, ein Gedanke zur Annäherung, wenn in diesem
Winter (hoffe ich) durch erste Künstler diese Werke vermittelt
werden.

Bei allem liebevollen Versenken haben wir uns nicht ge-
scheut, schonungslos Fehler, Mißgriffe aufzudecken; denn wir
wollen mit dieser Gelegenheit dem viel zu wenig in seiner Hei-
mat beachteten Künstler auch eheliche Freunde werden. Mit
fachlicher Gelassenheit überhauften wir die stille und ernste Ar-
beit eines Jahrzehntes, überhauften wir eine Entwicklung-
linie, die in ruhigen Spiralen aufwärts zieht und Werke ent-
stehen ließ, die der Ausfluß sind einer kraftvollen Natur. Die-
ser erste Abschnitt seines Wirkens ist der Kampf um die Er-
kenntnis inneren Lebens, ist der Kampf eines hart ringenden
von reichem schöpferischen Vermögen, der tief zu innerst immer
derselbe ist. Und über all der aufrechten Hestrebigkeit des
leihen Bemühens um die Werte des Lebens, um die reinen und
inneren, steht ein Symbol, zeitüberlegen und vorwärtsweisend,
das Goethewort: Diese Richtung ist gewiß. Schritte, immer
schreite, Finsternis und Hindernis drängt dich nicht zur Stelle!



Für unsere Frauen

Mitternacht

Bedächtig stieg die Nacht ins Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn.
Und jeder raufchen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, du Nacht, ins Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewesenem Tage.
Das uralte alte Schummerlied,
Sie achtets nicht, sie ist es müd.
Ihr Klingt des Himmels Blau süßer noch,
Der flüchtigen Stunden gleichgeschwungenes Joch,
Doch immer behalten die Quellen das Wort,
Es singen die Wasser im Schlafe noch fort
Vom Tage,
Vom heute gewesenem Tage.

Mörke

Alt und Jung

Sitze von Ernst Kresgang

Die rindliche Dame schob sich mit lebhaft umherblühenden
Augen von der Küche in die Stube, wo Seiler saß, während
seine junge Frau lachend der Tante folgte.

„Wirklich, freilich!“ rief diese fröhlich dem Nessen zu,
„ich habe Dir zwar schon zu Deiner Hochzeit gratuliert, aber
ich muß es noch einmal tun. Eigentlich sollte man's ja immer
erst, wenn einige Tage vorbei sind und man die Küche der
jungen Frau gesehen hat. Na, ich habe sie nun gesehen und —
posttaufen! — das ist ja der reine Juwelierladen, wenn auch
das Geschirr bloß Blech und Zinn ist. Wahrhaftig!“ sie lachte
mit ihrem vollen Gesicht der jungen Frau zu, „er hat eine schöne
Eroberung an Dir gemacht, Guste!“

„Sehe ihr nur keine Späne in den Kopf, Tante Gildie,“
machte Seiler. „Unserer hat nachher seine liebe Not, die
Dinger wieder herauszubringen. Ueberhaupt wo Du weißt, daß
Du Autorität bei Guste bist.“

„Und freilich duldet keine anderen Götter neben sich,“ lachte
die junge Frau.

„Wie alle Männer,“ sagte Tante Gildie, und die Blide sü-
ren vorzüglich lachend im Zimmer umher. „Auch Guste
Stube ist nett. Wirklich, es war doch wohl man knapp mit
Guten Mitteln, aber was sich damit machen ließ, das hat sie
gemacht. . . Nur der Regulator kommt mit etwas groß vor
für das kleine Zimmer. Na, das kauft oft vorher. Und ihr
werdet hier ja auch nicht ewig wohnen bleiben.“ Sie öffnete